



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Bosse, Robert: Aus der Jugendzeit : Erinnerungen : (Fortsetzung) : 10. Das  
Gymnasium

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Aus der Jugendzeit

Erinnerungen von D. Dr. Robert Bosse

(Fortsetzung)

### 10. Das Gymnasium



U Ostern 1842 — ich war also noch nicht volle zehn Jahre alt — waren wir in der Volksschule und durch den von Herrn Scharfe uns erteilten Privatunterricht im Lateinischen so weit gefördert, daß wir zur Aufnahme in die Sexta des Gymnasiums angemeldet wurden. Wir mochten sechs oder acht Jungen sein, die in dieser Weise für das Gymnasium vorgebildet waren. Mein Vater ging eines Tags mit mir zu dem Gymnasialdirektor Dr. Richter, dieser prüfte mich und erklärte mich reif für die Sexta.

Mit unserm bisherigen Lehrer Herrn Scharfe blieben wir indessen auch weiter im Zusammenhang. Er nahm uns zuweilen mit auf Fußpartien in den Harz, und namentlich machten wir mit ihm in den ersten Pfingstferien, die wir auf dem Gymnasium erlebten, eine prachtvolle Fußwanderung nach dem Kyffhäuser. Wir mochten vier oder sechs Jungen sein, die, den Schulranzen auf dem Rücken, mit Herrn Scharfe eines Morgens in aller Frühe den Marsch antraten. Wir gingen über Gernrode, das Sternhaus, den Mägdesprung immer tiefer in den östlichen Teil des Unterharzes hinein bis nach Breitenbach, einem zur Grafschaft Stolberg-Kosla gehörenden Dorfe, wo Herr Scharfe geboren war. Seine Brüder besaßen dort einen Bauernhof und betrieben von da aus ein ausgedehntes Frachtfuhrwerk. Namentlich fuhren sie für Nordhäuser Handelsfirmen Waren nach Süddeutschland und kamen dabei bis Augsburg und noch darüber hinaus. In Breitenbach wurden wir im Scharfschen Hause gastlich aufgenommen. Ein großer Baum- und Gartengarten erschien uns ideal, und zum Abendessen gab es sehr wohlschmeckende Eierkuchen von riesigem Umfange. Nur der Salat dazu, der mit Kübbel zubereitet war, schmeckte uns verwöhnten Stadtjungen nicht. Abends nach Tisch erzählten die Fuhrleute von ihren Reisen. Wir horchten hoch auf, als sie schlicht und bescheiden von den Herrlichkeiten berichteten, die sie „unten im Reich“ gesehen hatten. Die Fuhrmannspoesie oder vielmehr die Poesie des Fuhrmannslebens ist kein leerer Wahn.

Als ich in Heidelberg studierte, sangen meine süddeutschen Korpsbrüder ein wundervolles Fuhrmannslied:

Fuhrmannsbua bin i scho fünftehalben Jahr,  
Fuhrmannsbu bleib i noch lang,  
Fahr Städtel aus, Städtel ein,  
Fahr Städtel aus, Städtel ein,  
Fuhrmannsbua bin i scho fünftehalben Jahr,  
Fuhrmannsbu bleib i noch lang.

Ich habe das Lied um seiner schönen Melodie willen mit großer Passion mitgesungen. Aber von allen Norddeutschen in unserm Korps war ich der einzige, der von der Poesie des Fuhrmannslebens schon einmal einen lebendigen Eindruck bekommen hatte. Ich mußte dabei immer an den Abend im Scharfschen Hause in Breitenbach, dem weltverlorenen, tief in den Wäldern des Ostharzes versteckten Dörfchen, denken.

Drei von uns schliefen in einem großen Bette, worin fast noch einmal für ebensoviele Platz war. Wohl ausgeruht, bedankten wir uns am andern Tage zu Mittag bei unsern Wirten für die gute Aufnahme, dann ging der Marsch weiter über die Landgemeinde, eine meilenweit ausgedehnte Acker-, Weide- und Waldfläche, an der mehrere Dorfgemeinden beteiligt waren. Die Landgemeinde war damals noch ungeteilt, und die dazu gehörenden Dörfer und Bauern waren auf diesen Gemeinbesitz sehr stolz. Über das Koflaische Jagdhaus Schwiederichswende kamen wir gegen Abend oberhalb des Gutshofs Agnesdorf an den südlichen Rand des Harzes und Waldes und sahen hier unter und vor uns die Goldne Aue und gegenüber das Kyffhäusergebirge im Abendsonnenscheine daliegen, ein Landschaftsbild von bezaubernder Schönheit. So oft ich auch schon im Harz gewesen war, an jenem Spätnachmittage über Agnesdorf ist es mir zum erstenmal zum Bewußtsein gekommen, daß eine Landschaft schön sein, und daß man daran eine besondere Freude haben, ja sich kaum satt sehen könne. Ich habe die Verwunderung, die damals das sonnenbeglänzte, reiche Tal mit seinen von der Helme durchströmten Wiesen und lachenden Dörfern und die magisch beleuchteten Höhen des Kyffhäusers mit seinem alten Burgturm und der seitwärts davon mitten im Walde liegenden Rotenburg in mir hervorriefen, und den poetischen Zauber, mit dem ich mich dort zum erstenmal umfassen sah, nie wieder vergessen. Ich habe später jahrelang in dieser Gegend gelebt und oft die Stelle aufgesucht, von der aus ich sie als zehnjähriger Knabe zum erstenmal gesehen habe. Niemals aber ist sie mir wieder in so leuchtender, ergreifender Schönheit erschienen, wie damals. Über Agnesdorf und durch das schöne Duestenberger Tal marschierten wir an jenem Tage bis Bennungen. Im dortigen Wirtshause bekamen wir treffliches Quartier. Am andern Tage ging unser Marsch zunächst nach dem Kyffhäuser. Dort wurden uns die Kyffhäuserjagen vom Kaiser Friedrich, seinem Zwerge, den Tilledaer Musikanten, die ihm einmal hatten aufspielen müssen, und der blauen, geheimnisvollen Wunderblume von Herrn Scharfe noch einmal auf das anmutigste erzählt. Dann durften wir in der dunkeln Wirtsstube hinter einem Vorhange durch ein Fenster, wie es schien, tief in das Innere des Berges hineinschauen. Da sahen wir den steinalten Kaiser Friedrich sitzen. Der rote Bart war schneeweiß geworden und durch den Marmortisch hindurchgewachsen; der Zwerg des Kaisers stand vor ihm und berichtete ihm, daß die Raben noch immer um den Berg flögen. Die Illusion war bei uns Jungen damals vollkommen, der Eindruck unauslöschlich, und die patriotischen Töne des Herzens, in die Herr Scharfe seine geschichtlichen Erzählungen zu kleiden wußte, haben sicher das meiste dazu getan, daß wir so tief und nachhaltig von der ehemaligen Herrlichkeit und der noch immer andauernden Schwäche und Anzulänglichkeit des Deutschen Reichs ergriffen wurden. Dann ging unser Marsch zur Rotenburg und von dort über Kelfra, Berga und Uftrungen nach Rottleberode, wo wiederum Quartier gemacht wurde. Tags darauf wanderten wir durch das schöne Stolberger Tal über Stolberg nach der Josephshöhe, der Silberhütte, Alexisbad und der Vittorshöhe. Von dort ging es auf einem herrlichen Waldwege über die Sahllippen nach Suderode und nach Hause. Gefostet hatte die ganze viertägige Reise für jeden Jungen noch nicht einen Taler. Aber für unsre leibliche und geistige Gesundheit war sie ein Gewinn, der sich in Geld weder schätzen noch mit Gelde bezahlen ließ.

Die gute und strenge Zucht der Volksschule kam uns auch auf dem Gymnasium zu statten. Im Lateinischen waren uns die Deklinationen und die regelmäßigen Konjugationen, sowie die beiden Hilfszeitwörter fest eingeprägt. Dadurch wurde uns der Anfang in Sexta erleichtert. Denn unser Klassenlehrer, der Kollaborator Gofrau, war nicht nur streng, sondern auch unerbittlich in seinen Anforderungen. Er war ein ausgezeichnete Lehrer, von den Jungen zugleich gefürchtet und geliebt. Ich habe ihm von allen Lehrern des Gymnasiums das meiste zu verdanken, namentlich seinem Unterricht in den obern Klassen. Er war in Schul-

pforta erzogen, ein ausgezeichnete Philolog, und nicht nur ein grundgelehrter, sondern auch ein grundgescheiter Mann. Oberflächlichkeit und Flüchtigkeit verfolgte und strafte er unnachlässig. Ich lasse es dahingestellt sein, ob nicht seine Anforderungen an die Sextaner vielleicht ein wenig zu weit gingen. Es war damals allenfalls zulässig, die Sexta in einem halben Jahre zu absolvieren. Herr Gofrau aber verlangte dafür mit eiserner Strenge soviel, daß es unter ihm nur wenig Schülern gelang. Vielleicht überspannte er seine Anforderungen einigermaßen in der Überzeugung, daß Lücken in den Elementen später niemals völlig ausgefüllt zu werden pflegen, und daß es für den Schüler besser sei, ein ganzes Jahr in Sexta zu bleiben und in den Grundlagen ganz fest zu werden. Ich stand auch in Sexta gut bei ihm angeschrieben. Er führte in seinen Stunden genaue Listen, in denen er jede gute und jede mangelhafte Leistung der Schüler durch besondere Zeichen kenntlich machte. Mein einziger Konkurrent in Sexta war ein Bauernsohn aus dem Dorfe Nieder, David Trolldenier, ein schon etwas älterer, aber begabter und fleißiger Junge. Wir beiden kämpften immer um den ersten Platz in der Klasse. Bald war er, bald ich Erster. Immerhin hatte ich darauf gerechnet, daß Trolldenier und ich zu Michaelis versetzt werden würden. Da passierte mir kurz vor dem Ende des Semesters das Unglück, daß ich beim Aussagen der langen Genusregel „Merkt neununddreißig auf ein is, sind masculini generis“ ins Stocken kam und eins der 39 Worte vergaß und ausließ. Ich bekam dafür meinen schwarzen Strich, lernte aber die Regel demnächst desto sicherer und hatte sie auch noch vor Schluß des Semesters in der Schule korrekt aufgesagt. Inzwischen war die Versetzungskonferenz gewesen. Als die Versetzungen beim Schulschluß von dem Direktor öffentlich verlesen wurden, mußte ich zu meinem Verdruß hören, daß Trolldenier als einziger von Sexta nach Quinta versetzt worden war. Ich war sitzen geblieben und bin infolgedessen auch später als er zur Reifeprüfung und zur Universität gekommen. Es war sicher kein Unglück für mich; eher habe ich in Wirklichkeit Nutzen davon gehabt. Aber es war der erste empfindliche Schmerz über eine von mir als Ungerechtigkeit empfundene Behandlung. Immerhin war der Schmerz nicht sehr nachhaltig. Bei meinem lebhaften Temperament und von Natur leichten Sinn vergaß ich das Vergangne bald und fand mich frisch mit der Gegenwart ab.

Doch mochte die Enttäuschung, die ich bei der Versetzung erlebt hatte, mitgewirkt haben, den Gedanken an eine ganz besondere, große Ferienerholung in mir anzuregen, die alles übertreffen sollte, was wir bis dahin an Wander- und Reise lust erlebt hatten. Ich plante nämlich gemeinsam mit zwei ebenso leichtsinnigen Sextanern eine selbständige Fußreise nach Halle zu meiner Großmutter. Meinem Vater gefiel die Kühnheit, oder wie er sich ausdrückte, die Dreistigkeit der Jungen. Einer der beiden Jungen hieß Otto Friedrich und war der Sohn eines Zinngießermeisters. Er hatte mir erzählt, daß er in Ascherleben, Bernburg und Köthen nahe Verwandte habe, die sich ohne allen Zweifel freuen würden, uns bei sich aufzunehmen. Zuhause bei uns war die Rede davon gewesen, daß die an Studenten vermieteten Wohnungen im Hause meiner Großmutter während der Ferien leer ständen, und daß wir dort sehr willkommen sein würden. Mein Vater gab mir die Erlaubnis zur Reise, verlangte aber von mir, daß ich die elterliche Zustimmung für die beiden andern Jungen erwirken müsse. Bei Otto Friedrich machte das keine große Schwierigkeit. Wohl aber bei dem dritten Jungen, Rudolf Weißner, dem Sohne des Kreisgerichtsdirektors. Der vielbeschäftigte Vater konnte sich um solche Minuten eines zehnjährigen Jungen nicht kümmern. Aber die Mutter steckte begreiflicherweise voll von Bedenken. Ich sagte mir ein Herz, ging zu der nach meinen Begriffen sehr vornehmen Frau und bat sie inständig, sie möge ihren Rudolf mitreisen lassen. Alle ihre Einwände widerlegte ich mit dem unverwundlichen Optimismus eines zehnjährigen reisebürstenden Jungen. Endlich bekam ich sie herum. Junge, sagte sie, du sprichst ja wie ein Buch. Meinei wegen mag der Rudolf mitgehn, aber mehr wie einen Taler bekommt er nicht mit. Kommt

er damit aus, gut; kommt er nicht aus, bleibt er hier. Wir waren natürlich obenauf. Ich meldete zuhause stolz, daß die beiden andern Jungen mitgehen dürften. Zwei Tage später, früh sechs Uhr, sollte die Reise losgehen, und zwar zunächst sogar mit unserm Wagen. An jenem Tage fuhr das Geschirr meines Vaters mit dem Leiterwagen nach Aschersleben, um von der dortigen Douglasschen Grube Braunkohlen für unsern Dampfkessel in der Brennerei zu holen. Vor der Stadt sollte er uns erwarten. Von Aschersleben bis Bernburg und je nach Umständen auch von Bernburg bis Rötzen sollten wir marschieren, von Rötzen bis Halle aber mit der eben eröffneten Eisenbahn fahren.

An dem verabredeten Tage standen die beiden Jungen Morgens um sechs Uhr vor unsrer Tür. Auch ich war reisefertig. Wir hatten jeder unsern Schultornister mit einigen paar Strümpfen, Hemden und Waschzeug auf dem Rücken, jeder einen Kinderstock als Wanderstab in der Hand, und so wurden wir denn mit den bis in die kleinsten Einzelheiten gehenden Ermahnungen meiner Eltern entlassen. Höchst vergnügt wanderten wir den Steinweg entlang dem Thüringer Thor zu, wo unsre Kohlenequipage, mit einigen Bündeln Stroh garniert, uns erwartete. Auf dem Steinwege kamen wir an dem Wirtshause „Zur Sonne“ vorbei, dem Ausspanne für die wohlhabenden Landleute aus den umliegenden Dörfern. Dort stand ein Bauer mit seinem etwa zwölfjährigen Sohne vor der Tür. Als er uns drei Jungen mit unsern Stöcken und Ränzeln sah, bot er uns fröhlich einen guten Morgen und sagte: Jungens, wo wolln jü denn sau früh schon hen? Wir erwiderten lachend: Nach Halle! — Säht de, sagte er zu seinem Jungen, de gahn schon op de Studenteriee. Das imponierte uns gewaltig, und stolz schritten wir fürbaß, bestiegen draußen unsern Kohlenwagen und wurden von ihm in Aschersleben am Tore abgesetzt. Etwas zaghaft fragten wir nach der Wohnung von Otto Friedrichs Tante. Sie hielt in einem kleinen, sauberen Hause mitten in der Stadt ein Posamentierwarengeschäft. Otto Friedrich trat zunächst in den Laden und wurde dort von seiner Tante mit größter Herzlichkeit aufgenommen. Wir andern beiden wurden bald genug nachgeholt. Man führte uns in ein sauberes Fremdenzimmer im obersten Stockwerk. Dort standen drei frisch überzogene Betten, und hier sollten wir es uns bequem machen. Das geschah. Nach Tisch gingen wir aus, um uns die Stadt und namentlich die Altenburg, ein auf einem Hügel in hübschen Anlagen liegendes Kaffee-Etablissement, zu besuchen. Hier stellten wir unsre Reisemittel fest. Ich hatte fünf, Otto Friedrich etwas über vier, Rudolf Meißner einen Taler. Wir waren aber einig, daß wir uns gegenseitig aushelfen wollten. Schlimm war nur, daß Rudolf Meißner, der ebenso wie wir niemals soviel Geld sein eigen genannt hatte, die Kaufkraft seines Talers mit einem unverwüßlichen Leichtsinne überschätzte. Schon auf dem Rückwege zur Stadt entdeckte er bei einer Höckerin schöne Früchte, Äpfel, Pflaumen und Weintrauben. Er kaufte davon noch einmal soviel wie wir. Wir schliefen aber sorglos und glücklich, bedankten uns bei unsrer guten Wirtin oftmals und traten die Wanderung über Gärten nach Bernburg an. Die Entfernung betrug vier Stunden, wir gebrauchten aber fast sechs. Wir hatten uns nämlich in Gärten jeder eine Dreierzigarre gekauft; unser erster Rauchversuch aber war uns mordschlecht bekommen. Das war jedoch bei der Ankunft in Bernburg überwunden. Auch hier wurden wir freundlich aufgenommen. Otto Friedrichs Onkel hatte einen Jungen in unserm Alter und einen herrlichen Garten mit Apfelbäumen, auf denen gerade die Äpfel reif wurden. Wir blieben dort zwei volle Tage, aber auch hier hatte Rudolf Meißner einen Hofkonditor entdeckt, dessen gebrannte Mandeln ihn reizten, mehr von seinem Gelde zu vernaschen, als er verantworten konnte. Wir beiden andern waren darin wenigstens vorsichtiger als er. Ganz widerstanden auch wir der Versuchung nicht. Vor der Stadt führte eine Fähre über die Saale. Die Überfahrt kostete zwei Pfennige. Unser Hauptvergnügen war, dort wenigstens zwanzigmal hintereinander uns übersehen zu lassen. Denn eine Fähre gab es bei uns zuhause nicht. Am vierten Tage nach unsrer

Ankunft brachte uns der Onkel in aller Frühe um fünf Uhr an einen Omnibus, der nach Rötten fuhr, bezahlte das Fahrgeld für uns, und so kamen wir schon Vormittags unangefochten nach Rötten. Hier waren wir offenbar angemeldet und wurden bei Otto Friedrichs Onkel schon erwartet. Dieser war ein Gerber mit zahlreicher Familie. Er nahm uns ungemein herzlich auf, und wir fühlten uns bei den freundlichen Leuten bald heimisch. Abends gab es Pellkartoffeln mit Sering, und unser Appetit ließ nichts zu wünschen übrig. Nach dem Abendtisch ging der Onkel mit uns in ein wanderndes Puppentheater, das in einem nahen Saale Vorstellungen gab. Dort wurden wir mit sauern Gurken (Salzgurken) bewirtet und fühlten uns äußerst angeregt und glücklich. Am andern Tage ging es zum Bahnhofe. Wir nahmen zärtlichen Abschied und lösten uns ein Billett für die dritte Klasse nach Halle. Die dritte Klasse der Eisenbahn bestand damals noch aus offenen Wagen, und so sehr uns die Schnelligkeit der Fahrt imponierte, so unerträglich waren Staub und Zugwind. Indessen gutmütige Mitreisende ließen uns nach Möglichkeit an dem Schutze ihrer gegen den Zugwind aufgespannten Regenschirme teilnehmen, sodaß wir ganz vergnügt und unverfehrt auf dem Bahnhofe in Halle anlangten. Hier setzten wir uns in eine Droschke und fuhren zu meiner Großmutter. Von ihr und ihren Töchtern wurden wir mit Freuden aufgenommen und im obern Stockwerk ihres Hauses in den während der Ferien leerstehenden Studentenwohnungen einlogiert. Bald fanden sich ein paar Söhne von Freunden und Nachbarn des Hauses ein, und mit ihnen haben wir in den nächsten zehn Tagen alle für uns Jungen sehenswerten Wunder der großen Stadt, freilich nur von außen, gewissenhaft abgeklappert, die Universität, die Franckischen Stiftungen, das Schauspielhaus, den Markt mit dem roten Turm, die Saline, den Botanischen Garten und Giebichenstein. Rudolf Meißner hatte auch hier in der Konditorei einer Frau James Sahnenbaisers entdeckt, die ihn verführten, den Rest seines Talers bis auf den letzten Pfennig zu vernaschen. Wir andern beiden überschlugen unsere Reisekasse, und als wir fanden, daß sie zur Not gerade noch ausreichte, uns alle drei wieder nach Hause zu bringen, nahmen wir Abschied, wurden auf die Eisenbahn gesetzt und wanderten, wie wir gekommen waren, von Rötten über Bernburg nach Wschersleben zurück, überall fröhlich willkommen geheißen und gastlich bewirtet. Nach Wschersleben aber hatte mein Vater unsern Kutschwagen geschickt, und so fuhren wir denn stolz wieder in die heimatliche Stadt ein. Unser Geld war freilich bis auf den letzten Heller vertan; aber das fanden die Eltern begreiflich. Die ganze Sache war glücklich genug abgelaufen. Wir hatten ja freilich Dummheiten genug gemacht, aber schlechter waren wir nicht gerade geworden, obwohl die Mäschereien und der gänzlich verunglückte Rauchversuch wohl schon jenseits der bis dahin innegehaltenen Grenze harmloser Kindlichkeit lagen. Jedenfalls war dieses Erziehungs-experiment, drei zehnjährige Jungen allein und ohne Aufsicht auf eine solche Reise zu schicken, nicht einwandfrei. Zu Ostern 1843 wurden wir natürlich alle drei mit glänzenden Zeugnissen nach Quinta versetzt.

Ich hatte eine leidliche Sopranstimme, und der damalige Musikdirektor des Gymnasiums namens Erfurt hatte mich ohne weiteres dem Kirchenchore zugeteilt. Dessen Mitglied bin ich unausgesetzt bis zum Maturitätsexamen geblieben. Ich habe dadurch Freude am Gesang und einiges Verständnis für Musik erlangt.

Als wir noch nicht elfjährige Jungen nach Quinta kamen, fanden wir dort vier bis fünf abgebrüht faule, ältere Jungen vor, die zuweilen schon recht freche, wenn auch nicht bössartige Streiche ausheckten und uns dazu verführten oder kommandierten. Sie veranstalteten in den Singstunden des Musikdirektors Erfurt förmliche Adauaufführungen. In der Zwischenstunde, ehe Erfurt kam, mußten wir alle mit den Taschentüchern auf den schmutzigen Fußboden schlagen, sodaß förmliche Wolken von Staub aufgewirbelt wurden. Dann wurde die hölzerne Wandtafel vor den Eingang zum Ratheder gestellt, ein größerer Junge kletterte von hinten in den Ratheder hinein, und wenn der Musikdirektor kam und durch den

schrecklichen Staub zum Katheder schritt, so warf ihm der Junge von innen die Wandtafel entgegen, kletterte hinten aus dem Katheder hinaus und mischte sich unter die Corona. Der Musikdirektor wollte wissen, wer schuld an der unerhörten Beanstaltung sei. Dann traten die ältern, faulen und frechen Jungen vor und klagten darüber, daß jetzt so kleine, kindische Jungen nach Quinta versetzt würden, die an so albernem Streichen Gefallen fänden. Man kann sich denken, wie drollig in unsern Ohren diese Verhandlungen des ratlosen Gesanglehrers mit den Rädelsführern der Klasse klangen. Während dieser Verhandlungen lag die Geige des Musikdirektors auf der ersten Bank. Hatte er endlich die Ermittlung des Tafelumwerfers und der Staubaufwirbler aufgegeben, so bestimmte er das Lied, das gesungen werden sollte. Sobald er aber den Bogen ansetzte, um auf der Geige den Ton anzugeben, überzeugte ihn ein mißtönendes Gequietsch, daß die Saiten der Geige und der Fiedelbogen inzwischen mit Talg oder Fett beschmiert worden waren. Dies war in der Regel der Zeitpunkt, wo der gute Vorsatz des Musikdirektors, sich durch nichts reizen und in Aufregung bringen zu lassen, versagte. Eine Zornwelle stieg ihm ins Gesicht, und er suchte die Jungen, die der Geige zunächst gesessen hatten, zu fassen. Diese aber steckten längst unter dem Pult und der Bank und krochen mit affenartiger Geschwindigkeit unter den Beinen der andern Jungen bis in die fernsten Winkel der Klasse. Erfurt mit geschwungnem Violinbogen hinter ihnen her. Dazu erkönte ein wahres Indianergeseul in der Klasse, und wenn der arme Lehrer, seiner Sinne nicht mehr mächtig, seinen Bogen auf dem Rücken eines Jungen zerschlug, so war der Jubel kaum noch zu bändigen. Denn nun wurde ein Junge in die Dienstwohnung des Musikdirektors geschickt, die im Gymnasium war, und mußte einen andern Bogen holen, und bis dahin blieb dem Lehrer kaum etwas andres übrig, als sich mit der Klasse zu unterhalten. Dieser völlige Mangel jeder Disziplin in den Gesangstunden und die Verhöhnung des Musikdirektors wirkte auf uns neuhinzugekommene Quintaner sehr nachteilig. Bald darauf starb der Musikdirektor Erfurt, und sein Nachfolger stellte sofort die volle Ordnung wieder her.

Auch bei dem Unterrichte des Schreib- und Zeichenlehrers ging es nicht immer so geordnet her, wie es hätte sein sollen. Doch kamen solche Ausschreitungen wie in den Gesangstunden hier nicht vor. Dieser Lehrer hatte einen vollkommen begründeten Abscheu vor gewissen Manipulationen, zum Beispiel dem Putzen der Fingernägel und dergleichen, und verwies solche Reinigungsoperationen mit Recht ins Kammerlein. Die Jungen hatten es bald heraus, daß der Lehrer in den Äußerungen seines Unwillens über solche Unschicklichkeiten kein Maß kannte. Es wurde also verabredet, daß ein Junge an seiner Hand zwar nichts vornahm, sondern sie nur aufmerksam betrachtete. Dann meldete ein anderer: „Herr N., der N. N. putzt seine Nägel.“ Sobald die Klasse dies hörte, brach sie in ein allgemeines, überlautes: „Pfiu, pfiu!“ aus, das mit den übertriebensten Äußerungen des Widerwillens solange wie möglich wiederholt wurde. Abgesehen von diesen Gesang-, Zeichen- und Schreibstunden herrschte in Quinta eine musterhafte und sehr strenge Disziplin, sowohl bei dem Dr. Schmidt, der im ersten, wie bei dem Dr. Matthia, der im zweiten Halbjahr Klassenlehrer war. Namentlich Matthia war überaus streng und behandelte uns nicht ungeschickt mit einem Sarkasmus, der weher tat, als ein Hieb getan hätte. Mir war er gewogen und sprach das auch wiederholt aus. So kam es, daß auch ich diesem sonst höchst unbeliebten Lehrer aus natürlicher Dankbarkeit zugetan war. Er wurde später an das Gymnasium nach Schleusingen versetzt. Als ich im Jahre 1876 als vortragender Rat in das Unterrichtsministerium kam, war eine meiner ersten Aufgaben die Bearbeitung einer gegen den Dr. Matthia in Schleusingen mit dem Ziele der Dienstentlassung eingeleiteten Disziplinaruntersuchung. Die ganze Sache beruhte wesentlich auf elendem, kleinstädtischem Klatsch. Nur hatte Dr. Matthia sich höchst unvorsichtig benommen und sich Blößen gegeben, die ihn gesellschaftlich nahezu unmöglich machten. Ich ver-

anlaßte den Angeschuldigten amtlich, seine Pensionierung nachzusehen. Das tat er, und die Disziplinaruntersuchung wurde eingestellt. Zummerhin fühlte ich mich in einer peinlichen Lage. Auf der einen Seite empfand ich noch etwas von der Autorität, die der Angeschuldigte über mich einst als Lehrer ausgeübt hatte; die Pietät des Schülers gegen den Lehrer machte sich noch geltend. Auf der andern Seite stand ich ihm als sein Richter gegenüber und war von der Verantwortung durchdrungen, die ich für eine gerechte und strenge Handhabung der Disziplin gegen pflichtvergessene Lehrer im Interesse der Schulverwaltung trug. Mir war ein Stein vom Herzen, als sich herausstellte, daß hier der freiwillige Abgang des Angeschuldigten der nicht bloß gangbare, sondern auch gewiesne Ausweg war.

Wohlvorbereitet wurde ich nach Ablauf eines Jahres nach Quarta versetzt. Ich habe aus jener Zeit den Eindruck behalten, daß das Jahr in Quarta wohl das grundlegendste, fruchtbarste und normalste meiner ganzen Schulzeit gewesen ist. Ordinarius von Quarta war damals der Subrektor Kallenbach, ein eigentümlicher, aber überaus treuer und wohlwollender Mann und zugleich vorzüglicher Lehrer, der mit seiner väterlichen Art die ihm anvertraute Klasse in allen Fächern musterhaft und mit voller Sicherheit zur Erreichung des Klassenziels führte. Wir hatten nicht nur den äußersten Respekt vor ihm, sondern wir liebten ihn, weil wir durchfühlten, mit welcher Gewissenhaftigkeit er sein Amt führte, und mit welcher Treue er jeden seiner Schüler im Herzen trug. Er erhielt uns auch in gespannter Aufmerksamkeit, und wir fühlten selbst, daß wir unter seiner Leitung vorwärts kamen. Er hielt in der Quarta alle Stunden selbst, mit Ausnahme des Singens und Zeichnens. Seine Religionsstunden waren damals die einzigen an dem Gymnasium, in denen die Schüler wirklich religiös angefaßt wurden. Jedenfalls wurde in uns eine grundlegende Kenntnis der biblischen Geschichte, des Katechismus und des evangelischen Viederschazes befestigt. Dabei war nichts Forciertes und Übertriebnes. Wir gingen gern in die Religionsstunde, weil wir wußten, daß Herr Kallenbach ein frommer Mann von ganz tadellosem Wandel war, der uns lieb hatte.

In Quarta wurde damals das Griechische angefangen. Wir lernten es nach Buttmanns Grammatik und benutzten dabei das Lesebuch von Jacobs. Ich weiß, welche unendlichen Mühe mir damals der erste Satz dieses Lesebuchs: *Ἡ μέθη μὴνὰ μανία ἐστίν* gemacht hat. Ich übersetzte ihn wörtlich: „Der Trunk ist ein kleiner Wahnsinn“ und konnte durchaus keinen rechten Sinn in diesen Satz bringen. Ich wollte alles mit völliger Klarheit durchschauen. Daß das bloße Trinken kein Wahnsinn war, wußte ich. Also mußte etwas andres gemeint sein. Vielleicht die Trunksucht. Aber auch Trunksüchtige waren doch wenigstens zeitweis nüchtern und dann nicht verrückt. Schließlich nach vielem Fragen kam ich auf die Betrunkenheit, den Rausch, der wohl als gelinder Wahnsinn bezeichnet werden konnte. Zum erstenmal hörten wir hier in Quarta solche Begriffe an der Hand der fremden Sprache mit logischer Klarheit präzise entwickeln.

Ähnlich, nur viel eingehender, wurden wir im Lateinischen weiter gefördert. Herr Kallenbach las mit uns den Cornelius Nepos. Sowohl was die Sprache wie was die Geschichte anlangt, wußte er unser Interesse dafür zu erwecken, und wir beherrschten schließlich das Gelesne gründlich.

Herr Kallenbach war damals noch unverheiratet. Er wohnte in dem alten Gymnasialgebäude, jah weit älter aus, als er war, trug lange, dunkle Röcke und hatte in seinem Außern etwas von dem Gepräge des gelehrten Philologen. Aber nie hat, glaube ich, einer seiner Schüler über ihn gelacht. Er hatte ein Herz für die Schüler und wußte sich nicht nur deren Liebe, sondern auch ihren vollen Respekt zu verschaffen. Ich sehe den langen, blassen Mann noch vor mir; er würde an einen Asketen erinnert haben, wenn nicht die liebevollen Kinderaugen so freundlich und unschuldig aus dem markierten Gesicht hervorgeschaut hätten. Er schlug nie, schimpfte auch nie, wurde nie hitzig. Hatte man eine falsche Antwort gegeben oder etwa während des Unterrichts gesprochen — das war noch immer

meine persönliche Gefahr — oder sonst etwas Verlehrtes gemacht, dann trat er, in der Linken den Cornelius Repos, dicht an die Bank heran und streckte die rechte Hand mit ausgespreizten Fingern gegen den Jungen vor und sagte nur: „Ich werde dir eine Barriere vorsezen, darüber du nicht springen sollst. Vosse, sechs Strich!“ Damit war die Sache aus. Die Striche waren Notizen für gemachte Fehler. Sie wurden aber durch gute Leistungen kompensiert. Deshalb waren nicht einmal sechs auf einmal ein so großes Unglück, wie es zunächst den Anschein hatte. Hatte ein Junge sich einmal besonders schwer vergangen, dann bestellte ihn Herr Kallenbach zu sich aufs Zimmer. Dort wußte er auch den frechsten Jungen so ernst und doch so liebevoll und väterlich ins Gewissen zu reden, daß sie sich regelmäßig beugten. In Quarta blieb auch der schlechteste Junge nicht hängen. Herr Kallenbach brachte jeden Jungen schließlich vorwärts. O du treuer, lieber Mann! Wie viele werden dir deine Liebe, Geduld und Treue noch in der Ewigkeit danken! Du warst ein lauterer Kindsesgemüt, darum hast du solche Macht über die Jugend geübt.

Ganz besonders gewann Herr Kallenbach unsre Herzen durch den naturwissenschaftlichen Unterricht, namentlich den botanischen und die botanischen Exkursionen. Wir lernten bei ihm keineswegs bloß das Linnésche System, sondern wir lernten unsre herrliche heimatliche Harzflora, auch unsre schönen Bäume und Gesträuche kennen und lieben. Ich weiß nicht, ob dies damals zum Lehrplan des Gymnasiums gehörte. Das aber weiß ich, daß ich an dem, was unser lieber alter Lehrer uns damals gegeben hat, noch heute als Greis meine Freude habe.

Geschlagen wurde auf dem Gymnasium oder, wie man es damals in Quedlinburg im Volksmunde nannte, auf der „großen Schule“ nicht. Ich entsinne mich nicht, daß auch nur ein einziger Gymnasiast von einem Lehrer einmal eine Ohrfeige bekommen hätte. Verdient hätten wir eine solche oft genug; aber es mag wohl besser gewesen sein, daß das Gymnasium nach der Regel Walters von der Vogelweide ohne Schläge zu erziehen bestrebt war:

Nimmer wirds gelingen,  
Zucht mit Ruten zwingen;  
Wer zu Ehren kommen mag,  
Dem gilt Wort soviel als Schlag.

Bis hierher war alles gut gegangen. Wir waren frische, fleißige, fröhliche und auch gesittete Jungen. Wild und zuweilen ein wenig unbändig, aber guten Willens und folgsam. Unsre Jugendlust tobten wir draußen aus. Von Stubenhockerei, Verweichlichung und Überbürdung war gar keine Rede. Willig leisteten wir, was die Schule von uns verlangte. Dabei bestielten wir Zeit genug, in Feld und Wald, in der unmittelbaren Nähe der Stadt und im Harz umher zu schweifen. Von Überarbeitung, Nervenschwäche und solchen modernen Schülerkrankheiten wußten wir nichts.

Von Tertia an gewann aber unser Leben ein verändertes Aussehen. Es kamen die Plegeljahre, und mit ihnen manche Ausschreitungen schlimmerer Art.

(Fortsetzung folgt)

